

Genetische Flurnamenbetrachtung (an Beispielen)

Von

Rudolf Käubler

(Eingegangen am 15. Januar 1977)

Wie es das Grundwort „Name“ im Kompositum „Flurname“ besagt, ist die Untersuchung der Flurnamen wie aller Lokationsnamen in starkem Maße eine Angelegenheit der Sprachwissenschaft. Auch in letzter Zeit sind viele wichtige Arbeiten von dieser Wissenschaft geleistet worden. Aber wie das Bestimmungswort „Flur“ des Kompositums besagt, ist die Untersuchung solcher Namen auch eine Aufgabe der Geographie. Es hat Zeitabschnitte, selbst im 20. Jahrhundert, gegeben, wo sich die Geographie sehr um Lokationsnamen (Orts- und Flurnamen) bemüht hat und deren Verbreitung und Lage (diese zuweilen in vielseitiger geographischer Sicht) untersuchte.

Aber auch andere Wissenschaften sind an Flurnamenuntersuchungen beteiligt. So hat der langjährige Direktor des Landeshauptarchivs Dresden, Hans Beschoner, durch Flurnamensammlung große Hilfestellung geleistet, wie auch gegenwärtig Flurnamensammelstellen verdienstvoll arbeiten.

Auch die Arbeit des Landeshistorikers war sehr hilfreich. Da man bald einsah, daß die früheste Nennung eines Lokationsnamens nicht weiterhalf, weil sie fehlerhaft sein konnte, ging man zur Aufstellung einer „Geschichte“ der Lokationsnamen über, die eine ganze Reihe von geschichtlichen Nennungen dieser Namen lieferte. Solche historische Arbeit führte oft zu guten Ergebnissen. Während z. B. der heutige vogtländische Ortsname Dröda im Deutschen sinnlos erscheinen könnte, so daß man sich um eine Deutung aus dem Slawischen bemühte, ergab eine geschichtliche Betrachtung des Namens, daß er durch Zusammenziehung aus „In der Öde“ hervorgegangen war.

In bezug auf Häufigkeit von Flurnamen, überhaupt auch in bezug auf quantitative Betrachtung, ist ebenfalls von den bisher genannten Wissenschaften gearbeitet worden.

Hinsichtlich der kombinierenden Verwendung der einschlägigen Methoden sei nur auf zwei jüngere Arbeiten hingewiesen, auf die von Dittmaier (1963) und die von Naumann (1972). Fällt bei jener besonders die Beigabe vieler Karten der Verbreitung einzelner Flurnamen auf, so ist diese bemerkenswert durch eine vielseitige quantitative Untersuchung, die die anderen angewendeten Verfahren unterstützt.

Aber auch und gerade sehr fleißigen und gewissenhaften Bearbeitern von Orts- und Flurnamen ist klar, daß sie oft nicht bis zu einer ersten Stufe der Erkenntnis, zur rein sprachlichen, etymologischen „Bedeutung“ solcher Namen gelangen, sondern sich mit einer „Deutung“, mit Deutungsversuchen, begnügen müssen, was aus dem Gebrauch von Wörtern wie „vielleicht“, „wahrscheinlich“, „sicherlich“ oder von Fügungen wie „es ist anzunehmen“ oder aus dem Hinweis der Verfasser, daß mehrere Deutungsmöglichkeiten bestehen, hervorgeht (Eichler 1962; Walther 1962).

Selbst wenn für den Philologen etymologisch eindeutige Fälle vorliegen, bleibt die Frage nach einer zweiten Stufe der Erkenntnis, was solche Lokationsnamen für die Örtlichkeit heute und besonders für die Zeit der Namensgebung zu bedeuten haben. Ist eine Quarkwiese wirklich eine Wiese, deren Name durch das Bestimmungswort auf die feuchte Bodenbeschaffenheit hinweist (wie man in den jüngsten philologischen Arbeiten nachlesen kann), oder ist es eine kleine Wiese, da „Quark“ auch die Bedeu-

tung von Geringfügigkeit, Nichtigkeit hat und heute im Englischen sogar für die kleinsten Teile der Atome verwendet wird. Wenn man in diesem Fall noch fragt, so ist es im folgenden Fall fraglos, daß der Flurname „Flöhzunge“ nicht, wie man gegenwärtig meint, die Form eines Flurstückes angibt, das die Gestalt der Zunge eines Flohes habe. Denn der Floh hat gar keine Zunge, was weder die namengebenden Bauern wußten, noch heute die Philologen und anderen Wissenschaftler, abgesehen von den Zoologen, wissen können. Die Bedeutung für die bezeichnete Örtlichkeit und zur Zeit der Namengebung muß also in anderer Richtung liegen.

Der Philologe D. Freydank macht 1971 grundsätzlich auf die Grenzen der Aussagefähigkeit der der Philologie eigenen Methoden bei der Namenkunde aufmerksam. Und der um die Erforschung von Orts- und Flurnamen so verdiente K. Bischoff schreibt dem Verfasser in bezug auf Orts- und Flurnamenfragen: „Wenn man nur jeweils mehr von der wirklichen Entstehungsgeschichte der Namen . . . wüßte. Mit bloßen Möglichkeiten und Erwägungen ist es nicht getan. Die Geographen sollten sich mehr um die Namen kümmern. Auch da wäre eine Zusammenarbeit beider (der Philologen und Geographen, der Verf.) nutzbringend . . .“

Es ist aus obigen Beispielen und aus der Auffassung von philologischer Seite offenkundig, daß die in der Flurnamenforschung angewendeten Methoden, selbst wenn sie philologisch exakt, mit geschichtlicher Vertiefung und regionalem Vergleich angewendet worden sind, weitergeführt werden können. Das wird durch die folgenden Beispiele ausführlich gezeigt. Vor allem soll damit zu einer Zusammenarbeit zwischen Philologie, Landesgeschichte und Geographie aufgerufen werden.

Merkwürdig könnte erscheinen, daß die *genetische Methode*, die der Bedeutung des Flurnamens im konkreten Falle einer bestimmten Örtlichkeit und zur Zeit der Namengebung für das betreffende Areal nachgeht, kaum angewendet wurde. Es ist aber die Frage nach dem Wie der Entstehung ein grundsätzliches wissenschaftliches Anliegen, das auch in Auswertung des Erkannten zu weiteren wissenschaftlichen Ergebnissen führt. Der Grund dafür, daß man die genetische Methode überhaupt nicht oder nicht prinzipiell verwendete, liegt darin, daß die Untersuchung oft im Einzelfall nötig ist, daß sie sehr mühsam schon bei junggeschichtlichen Fällen und sehr selten überhaupt anwendbar bei älteren, mehrere Jahrhunderte zurückliegenden Fällen ist. Dazu ist die genetische Methode in sich komplex, da sie archivalische Arbeit mit kartographischer Untersuchung, mit Geländebegehung (in bezug auf Relikte wie auch in historischer physisch-geographischer wie ökonomisch-geographischer Sicht) und mit Befragung der in den behandelten Fällen betroffenen Bevölkerungsschicht (z. B. Bauern) verbindet, ohne die philologischen Ergebnisse zu vernachlässigen.

Wegen dieser Vielseitigkeit der genetischen Methode, die eine starke geographische Komponente hat, können im folgenden nur Beispiele gebracht werden. In mehreren Fällen werden dabei genaue räumliche Nachweise, Belege aus Überresten im Gelände, überprüfbare bäuerliche Angaben, zeitliche Datierung (z. T. bis auf Jahr und Tag genau) und historische bis auf Bruchteile von Metern genaue Maßangaben gewonnen.

Die Beispiele sind gewählt auf der ganzen Skala von (dem unmittelbaren Wort-sinn nach) bedeutungsarmen wie „Flöhzunge“ bis zu bedeutungsschweren wie „Der Hradschin“. Wir werden erkennen oder der Erkenntnis näher kommen, welche Bedeutung sie an der betreffenden Stelle zur Zeit der Namengebung hatten.

1. Flöh z un g e

Der Flurname „Flöhzunge“ ist nach seinen Wortbestandteilen ein etymologisch klarer Fall. Aber hinsichtlich seiner Bedeutung zur Kennzeichnung eines Flurstückes können die jüngsten philologischen Darstellungen nicht zutreffend sein: Flurstücke

mit solchen und ähnlichen Namen (Flohschwanz, Krähenschwanz) seien nach der Form benannt und stellten Vergleiche dar. Das gelte für solche Grundwörter (Zunge) wie Komposita (Flohzunge). Schon einleitend wurde bemerkt, daß das nicht richtig sein kann, da der Floh gar keine Zunge hat. Wir wollen einem solchen Fall „Flöhzunge“ in genetischer Betrachtung nachgehen. Er befindet sich in Niederdorf (Kreis Stollberg) im Erzgebirge.

Man braucht nur vom dortigen Dorfgasthaus „Elysium“ ostwärts auf dem Feldweg, der in der Verlängerung der Bergstraße zum Wald führt, zu wandern. Nach 1 km Wanderung liegt sie vor dem Wanderer, die Flöhzunge. Die Niederdorfer Bauern, vor allem die Anlieger, kennen die Lage des so benannten Flurstücks genau, wie sie sich auch aus der Niederdorfer Flurkarte ergibt.

Warum man in Niederdorf die Zunge des Flohs, den nichtexistierenden Körperteil eines kleinen, aber wohlbekanntes Tierchens, zur Namengebung verwendete, das weiß gegenwärtig niemand. Die genetische Betrachtung, die wir nun anschließen, charakterisiert diesen Namen als Spitz-, Spott- oder Necknamen.

Es läßt sich nämlich seine Entstehung genau verfolgen. Das Ackerland der Waldhufenstreifen hatte um 1800 in diesem Teil Niederdorfs noch gar nicht die Länge wie im 20. Jahrhundert. Der Wald reichte weiter an das Dorf heran, genau bis zu einem Wasserrinnal, das von der Forstwärterei und der früheren Hauwaldschänke herkommt und an dem viele Teiche liegen. Letzter Überrest dieses früher größeren Waldes ist ein kleines Waldstück unfern nördlich unserer „Flöhzunge“. Vom Dorfe her, gegenüber dem heutigen „Elysium“ beginnend, führte der „obere Viehweg“ zum Wald. Dorthin trieb der Hirt die Rinder, Schafe und Ziegen des oberen Dorfes zur Weide, wie das genau so auf dem niederen Viehweg für das untere Dorf geschah.

Anhand des Meilenblattes (um 1800) stellen wir fest, daß der heutige, bereits erwähnte Feldweg ein schmaler Überrest des oberen Viehweges ist. Auf Grund der Flurkarte von Niederdorf, die um 1850 entstand und bei ihrem Maßstab 1:2 730 die Wege maßstabsgetreu wiedergibt, läßt sich ermitteln, daß der obere Viehweg eine Breite von 15 bis 19 m hatte. Wie sich nun die Flöhzunge als letztes, dorfferntes Stück des oberen Viehweges erweist, so ergibt sich für sie auch nach der Flurkarte eine Breite von 15 bis 19 m. Und diese Breite läßt sich an Ort und Stelle nachmessen.

In der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts setzten nun Maßnahmen zur Verbesserung der durch Erzbergbau und Viehweide sehr herabgewirtschafteten erzgebirgischen Wälder ein. Es entstanden die Fichtenforsten, und es gab außerdem ein Verbot der Waldweide, die in den entstehenden Nadelwäldern von selbst immer weniger ertragreich wurde. So waren die Viehwege funktionslos geworden. Aus alter Zeit waren sie Gemeindeeigentum, Eigentum einer im Mittelalter fast rein bäuerlichen Gemeinde. Um 1850, als die Gemeinde Niederdorf wegen ihrer Mühle in finanzieller Not war, verpachtete sie „zwecks Urbarmachung“ den verunkrauteten und mit Sträuchern, ja sogar mit Bäumen besetzten oberen Viehweg stückweise an Handwerker, die als Häusler meist landhungrig waren. Strumpfwirker und Krämer werden in den Gerichtsbüchern von Niederdorf als Interessenten genannt. Diese Bewirtschaftung, meist Beackerung des Viehweges, führte zu Unstimmigkeiten mit den benachbarten Bauern. Es entstand eine Einigung, indem diese Fläche durch Kauf an die Vorfahren des Bauern Vogel kam. Die erwähnten Handwerker wurden waldnah, mit frischgerodeten Waldstücken abgefunden. Von den Vorfahren des Bauern Vogel wurde der durchschnittlich 17 m breite Viehweg auf normale Feldwegbreite verschmälert, der breitere Streifen des Viehweges also in die anrainende Vogelsche Ackerfläche einbezogen. Diesen einbezogenen Streifen kann man aber noch heute an seiner Richtung an Lesesteinen erkennen, die jahrhundertlang auf den Viehweg geworfen worden waren. Und den

einbezogenen Streifen kann man auch am flachen Abfall des Geländes zum heutigen Feldweg hin erkennen. Den Sachverhalt der letzten beiden Sätze bestätigt auch der heutige Eigentümer Vogel.

Das letzte Stück des oberen Viehweges blieb aber länger strittig. Schließlich übernahmen es auch die Vorfahren des Bauern Vogel. Als Zeichen der einstigen Streitigkeiten blieben jedoch zwei Feldwege übrig, die damals erst entstanden und nun die Flöhzung flankieren. Zeichen der Differenzen sind auch die in kleinen Abständen gesetzten Grenzsteine, deren Abstand in der Flurkarte bis auf 10 cm genau eingetragen ist. Offizieller Abschluß der Streitigkeiten war der 1. 3. 1860, als die Grenzsteine mit den genauen Abständen auch in der Flurkarte angegeben wurden, einzigster Fall einer so genauen Markierung in der Flurkarte wie im Gelände. So ist es klar, daß man sich über diese Auseinandersetzungen um solche flächenmäßige Kleinigkeit lustig machte und sie neckend „Flöhzung“ nannte. Nur wegen dieser Streitigkeiten wissen wir aber noch heute, daß die Flöhzung als ein Überrest des oberen Viehweges 245 m lang und durchschnittlich 17 m breit war. Das ist für Waldhufendörfer ein sehr kleines Flurstück.

Bisher sind das genaue Ermittlungen gewesen. Da in den seit 1560 geführten Niederdorfer Gerichtsbüchern keinerlei sonstige, aus der Zeit vor 1850 stammende Eintragungen bezüglich des oberen Viehweges vorliegen, ist er wohl durch die Jahrhunderte in seiner Breite konstant geblieben. Da er genau die Breite von zwei Feldruten zu je 8,50 m hat, nimmt Verfasser an, daß schon bei Anlage des Dorfes der Viehweg mit angelegt wurde, indem man eine wirkliche Rute (von der angegebenen Länge) nach links und rechts von der gedachten Mitte des Viehweges legte, um so die Breite des Viehweges mehrfach zu ermitteln.

Es ergibt sich ferner, daß dieser erzgebirgische Viehweg, dessen Breite durch Vergleichsmessungen auch bei anderen Viehwegen des Erzgebirges bestätigt wurde, etwa die doppelte Breite hat wie Viehwege (Denecke 1969, S. 97/98) in Hessen und im Leinebergland.

Für die landwirtschaftliche Praxis wird angeraten, daß bei der zunehmenden Großflächenwirtschaft dieser Feldweg erhalten bleiben sollte, weil er durch besonders starke und lange Benutzung als Vieh- und Feldweg in abfallendem Gelände stark – bis auf das Grundgebirgsgestein – eingeschnitten ist und an anderen Stellen flacheren Geländes von Anfang an die Lesesteine der Anrainer enthält, wobei letzteres bei der Verschmälerung des Viehweges zum Feldweg nochmals verstärkt wurde.

Vorstehende Ergebnisse zur Genesis des Flurstückes und seines Namens „Flöhzung“ wurden erzielt durch Studium der Gerichtsbücher von Niederdorf, des Meilenblattes und der Flurkarte von Niederdorf, durch Beobachtungen und Messungen im Gelände und durch Besprechung mit dem Eigentümer des ehemaligen Viehweges, dem Bauer Vogel in Niederdorf.

2. Der Hradschin im oberen Erzgebirge

Im oberen Erzgebirge, und zwar in dem Grenzdorf Rübenau (Kreis Marienberg), tritt der Name „Hradschin“ auf, der heute eine Gasse bezeichnet, an der verstreut einige Häuser liegen. Bei diesem Namen ist festzustellen, daß die historischen Deutungen viel zu weitgehend sind, die sprachlichen zwar beim unmittelbaren Wortsinn bleiben, aber in zwei verschiedene Richtungen weisen.

Hentschel (1928, S. 26) spricht davon, daß man von Ortsmitte rechts hinauf zum Hirschberg „durch die Hradschin“ gelange, womit er vielleicht abkürzend die Hradschingasse meint. Auf Seite 10 führt er die Besiedlung von Rübenau auf die Wenden des Meißner Gebietes zurück, die sich, vor Otto I., also im 10. Jahrhundert, hierher flüch-

tend, im Erzgebirge gegen ihn verteidigt hätten, woran „der Hradschin“ erinnere. Später (im 13. Jahrhundert) seien auch deutsche Siedler von Norden gekommen, aber die Hussiten (im 15. Jahrhundert von Süden kommend) hätten an der Görkau-Zöblitzer StraÙe alles zerstört. Deshalb Neugründung von Rübenaу im 16. Jahrhundert. An dieser „Geschichte“ ist nichts bewiesen auÙer der Bemerkung von der neuzeitlichen Gründung. Aber auffällig ist, daÙ „Hradschin“ an dieser Stelle von Hentschels Ausführungen mit männlichem Geschlecht versehen wird. Vermutlich ist Hentschels Versuch einer Entstehungsgeschichte Rübenaus von seinem Verständnis des Wortes Hradschin her aufgezoen.

Demgegenüber bringt Blaschke (1957, S. 326) im Falle von Rübenaу nur schlicht die Erwähnung des Ortsteiles Hradschin, ohne historische Bemerkungen anzuschließen. Einige Jahre später nehmen sich zwei Sprachwissenschaftler des Falles an. Walther (1960, S. 29–77) leitet den Rübenaуer „Hradschin“ vom slawischen Hrad (Burg) ab, schließt aber dabei nicht aus, daÙ in dem Namen „allerdings auch ein Rěcina stecken könnte“ (rěcina zu rěka gehörend und soviel wie Bachgehend bedeutend). Genauso bringt Naumann (1962, S. 310) diese slawische Ableitung in der Bedeutung von SchloÙ, Burg o d e r von Ort am Bach, wobei er den Rübenaуer Hradschin neben ähnlichen Fällen in anderen Gebieten erwähnt.

Diesen sprachlichen Ableitungsversuchen, die ja auch der Siedlungsgeschichte dienen sollen, steht nun die Darstellung von Ihle (1968 und 1971) gegenüber. Ihle gibt im einzelnen Belege, wie Rübenaу erst im 16. Jahrhundert zu entstehen begann, daÙ zunächst FlöÙer und Holzhauer da waren, dann erst eine Mühle genehmigt wurde und 1584 von dem „Beck von der Rubenaw“ die Rede ist. Die ältesten Namen von Rübenaуer Einwohnern, verzeichnet in den Trau-, Tauf- und Sterbebüchern in Zöblitz, sind nach Ihle sämtlich deutsch, die Namen sollen betreffs Herkunft der Siedler auf Dörfen der nördlichen Nachbarschaft hinweisen. Verfasser dieser Zeilen macht darauf aufmerksam, daÙ auch in den 1607 beginnenden Rübenaуer Kirchenbüchern die Familien- und Vornamen fast sämtlich deutsch oder – in einigen Fällen – schon damals eingedeutscht sind.

Das ist der Gegensatz: Feststellung später deutscher Entstehung des Ortes Rübenaу, andererseits Annahme altslawischer Entstehung oder mindestens slawischer Einflüsse, wie sie schon der Name Hradschin und dessen Deutung als dortige Burganlage nahelegen sollen. Hinzu kommen zwei in verschiedene Richtungen gehende Deutungsversuche des dortigen Namens Hradschin von sprachlicher Seite.

Bei dieser Problematik sucht Verfasser wiederum mit der genetischen Methode zur Aufklärung beizutragen:

1. Von irgendwelchen Überresten einer Burg in Gestalt von Geländeänderungen ist nichts in der Nähe der fraglichen Gasse in Rübenaу festzustellen. Ein kleiner Steinbruch am Ende der Hradschingasse entstand im vorigen Jahrhundert. Die Scherben und sonstigen Abfälle in dem stillgelegten Steinbruch sind jüngerem Datums.

2. Der Name „Der Hradschin“ taucht in solcher Form und Schreibweise in Rübenaу erst im 19. Jahrhundert auf. In diesem Jahrhundert sind vorher auch noch die Formen „Die Radschin“ und „Die Ratzschin“ vorhanden, wie ein handschriftliches Flurnamenverzeichnis des Landesarchivs in Dresden erkennen läÙt. Im 18. Jahrhundert ist für die erwähnte und damals erst im Entstehen begriffene Gasse der Name „Die Retschine“ überliefert (im Meilenblatt vom Jahre 1787, Nr. 296, und zwar sowohl im Freiburger wie im Dresdener handschriftlichen Exemplar). Die sprachliche Veränderung von „Die Retschine“ zu „Die Radschin“ ist aus der erzgebirgischen Mundart erklärbar. In Rübenaу sagt man doch auch statt Mädels Madel und statt Rettich Rattch, es wird also hochdeutsch „e“ zu erzgebirgisch „a“.

3. Ehe wir uns themagemäß der Hauptfrage zuwenden, wie „Der Hradschin“ in Rübenau entstand, seien noch einige Randfragen berührt: Das im 18. Jahrhundert überlieferte Wort „Retschine“ kann, wie geschildert, aus dem Slawischen abgeleitet werden. Wenn man an „Bachgegend“ denkt, ist jedoch zu beachten, daß das in der Nähe fließende Wässerlein als „das schwarze Floß“ im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts überliefert ist. Auch ist die slawische Ableitung des „Retschine“ bisher deshalb nicht zwingend, weil es im Deutschen ganz ähnlich klingende Wörter gibt: die Radeschiene, Raderschiene, Radeschiene (als Schiene an der Siebvorrichtung bei Mühlen). Das sind noch im vorigen Jahrhundert ganz gebräuchliche Dinge und Wörter gewesen, die leicht zu Flurnamen werden konnten. Zumal in Rübenau noch im Gründungsjahrhundert eine Mühle erwähnt wird, der sich später mehrere zugesellten, und eine Mühle Flurbesitz im Bereich der heutigen Hradschingasse hatte, sollte man diesen Spuren nachgehen, was den Philologen überlassen bleibe. Auch gilt es zu bedenken, daß das im Erzgebirgischen nicht seltene Wort Retschin, Retsche ein Lehnwort aus dem Slawischen sein könnte so wie Kretschan (mundartlich Kraatschen) und die sogar hochsprachlich gewordenen Wörter Kutsche und Grenze. – Auch der Ortsname Rübenau kann, wie es getan wurde, aus dem Slawischen abgeleitet werden. Aber es ist auch eine Ortsnamenübertragung etwa von dem älteren Rübenau bei Česka Lipa oder eine Bildung aus dem Deutschen zu erwägen; denn in Rübenau wurden mehrere Rübenarten angebaut, die zur Nahrung (ehe die Kartoffel aufkam) oder zur Rübölgewinnung dienten. Daß das ehemalige Herrenhaus in Rübenau Rüben im Portal eingehauen zeigt, ist freilich für die Fragestellung wenig beweisend: Der Rübenauer Grundherr war kein Philologe.

4. Wie ist es zur Entwicklung von „die Radschin“ zu „der Hradschin“ gekommen, was sich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts abgespielt haben muß? Dazu sei zunächst ein Bericht geboten, den sich Verfasser selber sehr kritisch anhörte: Im Herbst 1965 führte ein damals etwa 75jähriger, aber körperlich wie geistig rüstiger Rübenauer Bauer aus, als er vom Verfasser nach der Bedeutung des Namens „Hradschin“ beim Anblick der so benannten Gasse befragt wurde: Sein Großvater habe aus dessen Kindheit ihm berichtet, daß damals aus Böhmen ein junger Mann zugezogen sei, der in der Schenke oft geprahlt habe, daß er in der schönsten Burg, nämlich auf dem Hradschin in Prag, als Soldat gedient habe. Dieser junge Mann habe eine Einheimische geheiratet und sich ein „Häusel“ in Rübenau gebaut, und zwar an jener damals noch mit wenigen Häusern besetzten Gasse. Da diese Behausung dürftig war im Gegensatz zum geschilderten wunderbaren Hradschin, wo er Soldat gewesen, habe man die Gasse, die bis dahin einen anderen Namen führte, spottend „Hradschin“ genannt. Man kommt nach der Schilderung des Bauern tatsächlich in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts. Ist es aber dennoch eine volksmäßige, zu phantasievolle Deutung?

5. Nachdem die vorliegenden archivalischen und historisch-kartographischen Belege bereits in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts wiesen, wozu der bäuerliche Bericht zeitlich auch stimmt, ergab eine vom Verfasser vorgenommene Durchsicht der Kirchenbücher von Rübenau eine wesentliche Stützung des bereits Ermittelten:

Die im Jahre 1607 in Rübenau beginnenden Eintragungen zeigen bei den fast ausschließlich deutschen Familiennamen anfangs nur ganz schlechte Berufsbezeichnungen wie Tagelöhner, Handarbeiter, Leineweber, Zimmergesell. Zuweilen tauchen auch deutsche Namen von aus Böhmen Eingewanderten auf. Solche Einwanderungen waren in einem Grenzort nichts Ungewöhnliches. Häufig findet man bei Trauungen den Vermerk, daß diese „nach verrichteter Kirchenbuße“, „bei verschlossener Kirchentür“ oder „in der Stille“ stattfanden, weil die Braut schon ein Kindlein erwartete. Wichtig in unserem Zusammenhang ist jedoch, daß seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, als sich

sowohl der brandenburgische wie der sächsische Kurfürst zu Königen gemacht hatten (und letzterer sich König von Polen und Kurfürst von Sachsen nannte), immer mehr neben die Berufsbezeichnung des zu Trauenden auch der gegenwärtige oder frühere militärische Dienstgrad trat. Da lesen wir so oft nach der Berufsangabe „Musketierer“ oder „Fußknecht des Königs von Polen und Kurfürsten von Sachsen“, dann auch „Mousquetier unter dem Königl. Preußischen Frey-Batallion“, ferner „Cannonierer“, „Kurasier-Reuter“, „Unter-Canonierer“, „Grenadier“. Das zieht sich ins 19. Jahrhundert hin.

Und da ist nun auch 1806 „Joseph Richatschek, kaiserlich-königlicher Grenzzollaufseher zu Kupferberg in Böhmen, weyland Herrn Joseph Richatscheks kaiserlich-königlichen Tranksteuer-Vorreiters . . . nachgelassener dritter Sohn“ aufgeführt, der nach Rübenau zieht und dort eine Einheimische heiratet. Hier haben wir in der Tat einen in die fragliche Zeit gehörenden Fall eines Einwanderers aus Böhmen, der als einziger der Zugezogenen auch seine und seines Vaters militärische und kaiserlich-königliche Vergangenheit ins Kirchenbuch eintragen läßt. Neben den vielen nur „Herzoglichen“, „Königlich-kurfürstlichen“ nun endlich ein „Kaiserlich-königlicher“, der neben den Fußknechten, Grenadieren usw. zugleich Sohn eines Vorreiters ist! Wer fühlt da nicht das gegenseitige Imponierenwollen, die Hänselei und die Übertrumpfungsversuche in der Schänke, auf dem Tanzboden, bei ländlichen Festen mit, worauf besagter Altbauer noch 1965 aufmerksam machte?

Auch das Meilenblatt von 1787 bestätigt, daß die heutige Gasse namens Hradschin damals nur mit wenigen vereinzelt Häusern besetzt war. Aus den amtlichen Kartenwerken lesen wir ab, daß erst im 19. Jahrhundert hier zusätzlich gebaut wurde. Aber es sind sämtlich kleine Anwesen, so daß der spottende Vergleich mit dem Hradschin als riesig vergrößernde und verschönernde Bezeichnung psychologisch verständlich ist.

6. Wir reihen nach allem den Rübenauer „Hradschin“ ein unter die geographischen Spott- oder Necknamen. Als solcher steht er schon in diesem Ort nicht vereinzelt da: Ein in der Rübenauer Streusiedlung am weitesten vom Ortszentrum entferntes und ursprünglich einsam im Norden der Flur gelegenes Haus erhielt den (die Entfernung gewaltig vergrößernden) Spottnamen „Amerika“. Und eine Gasse, an der fast nur Kleinstlandwirte und Häusler wohnten, erhielt den Spottnamen „Ziegengasse“.

Und wandern wir im Geiste nordwestwärts von Rübenau herunter ins niedere Erzgebirge, so haben wir für das kleine, mit etwas enger zusammengebauten Gehöften versehene Dorf Mauersberg schon wieder einen Spott- oder Necknamen festzustellen, der von der Umgebung aus gegeben wurde, aber sich offiziell nicht durchgesetzt hat: Mauersberg wird von den benachbarten, weit größeren Dörfern aus auch „Quarkstadt“ genannt. Man erkennt die neckende Vergrößerung im Grundwort „Stadt“ und zugleich die neckende Verkleinerung im Bestimmungswort „Quark“, das doch in übertragenem Sinn „Kleinigkeit, Nichtigkeit“ bedeutet. Es sei auch auf die in Beispiel 1 behandelte Niederdorfer „Flöhzunge“ hingewiesen.

7. Unsere genetische Betrachtung unter Verwendung von Geländebegehung, Befragung, historisch-kartographischen und archivalischen Untersuchungen ist der Geschichtswissenschaft und der Philologie dienlich in dem Sinne, daß entschieden ist: Hinter dem Rübenauer Lokationsnamen „Hradschin“ steht keine Realität einer jemals an diesem Ort befindlichen und slawischen Besiedlung andeutenden Verteidigungsanlage. Praktisch wichtig an dem Ergebnis ist, daß man Forschungsmittel zwecks Suche nach einer mittelalterlichen Verteidigungsanlage im Rübenauer „Hradschin“-Gebiet einsparen kann.

8. Dieser „Hradschin“ möge auch als Beispiel für einige andere Hradschin-Fälle gelten, bei denen sich durch genetische Betrachtung nachweisen läßt, daß sie nicht Hinweise auf Burg und Befestigungsanlage sind. Schon im niederen Erzgebirge, in der

Flur der Stadt Kirchberg, ist die Annahme eines „Hradschin“ sowohl eines solchen Namens wie der entsprechenden Bedeutung eine gelehrte, aber nicht haltbare Konstruktion erst des 20. Jahrhunderts, die bei Bönhoff (1906–08, S. 41; 1909–11, S. 4; 1919, S. 286) beginnt und über Löscher & Voigt (1931, S. 114) zu Schenk (1958, S. 113) weiterführt.

Franke (1909, S. 45/46) spricht – nach Erwähnung einiger Überreste unsicherer Zeitstellung und Erbringung der älteren Namen Burgberg, Bohlberg, Pohlberg für den heutigen Borberg – davon, „daß man nichts findet, was die Annahme einer Burg auf dem Borberg bestätigen könne“. Aber Bönhoff macht nun die Annahme, daß das in der Urkunde von 1118 erwähnte Wort „recma“ ein Schreibfehler sei, statt dessen müsse es „recina“ heißen. Daran schließt er die weitere Annahme, daß sich das recma von 1118 im Flurnamen „retschin“ des 16. Jahrhunderts wiederfinde, der am Südabhang des Kirchberger Borberges lokalisiert ist und sich auf Felder und Wiesen bezieht. Viel weiter geht nun die Annahme bei Löscher & Voigt, daß dieses recma/recina/retschin auf Hradschin zurückgehe und somit auf eine Burgranlage hinweise. Aber um 1118 konnte ein slawisches „grad“ (mit der Bedeutung von Burg) sich noch gar nicht zu hrad, rad und noch weiter (s. o.) entwickelt haben, da der von Süden kommende slawische Lautwandel g zu h erst gegen Ende des 12. Jahrhunderts in Böhmen geschah. Damit wird auch die weitere Annahme Schenks hinfällig, daß es sich um eine deutsche Befestigungsanlage gehandelt habe, die aber von den Slawen des Zwickauer Gebietes slawisch benannt worden sei.

Aber Aufgabe der Philologie bleibt, der Bedeutung des Wortes Retschin sowohl in Rübenau (im 18. Jahrhundert belegt) wie in Kirchberg (im 16. Jahrhundert belegt) für die Zeit der Namengebung bei beiden Örtlichkeiten nachzugehen. Der „Hradschin“ im oberen Erzgebirge ist eine volkstümliche Schöpfung des 19. Jahrhunderts, der im niederen Erzgebirge eine gelehrte Erfindung des 20. Jahrhunderts. Diese reiht sich ein in die gelehrte Fehlkonstruktion des „Melibokus“ im Odenwald, des „Czorneboh“ und des „Bieleboh“ in der Oberlausitz, wird aber hoffentlich nicht wie die letzten drei Namen in die Umgangssprache eingehen.

3. Mothhäuser Heide und Moostheide in Kühnhaide (Kr. Marienberg)

Die beiden Waldflurnamen „Mothhäuser Heide“ und „Moostheide“ in Kühnhaide bei Marienberg sind deshalb besonders interessant, weil sie gegenwärtig für das gleiche Forstgebiet auftreten, weil sie nach jüngster philologischer Darstellung etymologisch zusammengehören sollen, während sich für sie bei genetischer Betrachtung verschiedene etymologische Herkunft ergibt, die das Erzgebirge als eine kulturelle und auch sprachliche Reliktlandschaft erkennen läßt. Dabei weist der Flurname mit dem Bestimmungswort Moth- auf geologische, der andere mit dem Bestimmungswort Moost auf geographische landschaftliche Besonderheit hin.

Verfasser (Käubler 1973 a) legte in einem besonderen Aufsatz dar, wie das Wort Mot (in der Bedeutung von Torf) im 16. Jahrhundert auch im niederen Erzgebirge verbreitet war, wie dieses vom mittelhochdeutschen molte abstammende Wort gegenwärtig nur noch auf den Hochflächen des Erzgebirges weiterlebt. Dabei wurde auch die Mothhäuser Heide erwähnt. (Das h am Ende des Wortes Moth soll nur die Länge des Vokals o ausdrücken.)

Nun führte Hengst (1974) die Untersuchung weiter, indem er darauf hinweist, daß für das gleiche Waldgebiet bei Kühnhaide auch die mundartliche Benennung „do Mosdhed“ (die Moostheide) existiert. Seinen philologischen Ausführungen, daß das alte Mot-, Mut- in mundartlich Most- weiterlebe, fehlt aber die zwingende Beweisführung.

Es gibt zu wenig Argumente dafür, zu viel dagegen.

1. Es werden keine Belege für den komplizierten Vorgang der Verkürzung von Mothhäuser Heide zu Mothed und des Einschubs des s vor dem t, wodurch Mosthed entstünde, gebracht.

2. Es wird der Vorgang des Weiterlebens von Most- (im Sinne von Mot = Torf) allgemein als obererzgebirgisch bezeichnet, obwohl es weder der behandelte Kühnhaiders Fall bewies noch auch nur ein einziger weiterer Fall aus dem oberen Erzgebirge beigebracht wird.

3. Hengst (1974) gibt selbst an, daß es sich bei seinen Formulierungen mit Feststellung und Ergebnis des unter vorstehendem Punkt 1 erwähnten komplizierten Vorganges „wohl“ um eine solche Entwicklung gehandelt habe. Damit wird aber auch in diesem Falle klar, daß es sich nur um einen Deutungsversuch handelt.

Wir bringen im folgenden Argumente, daß es im Erzgebirge viele Fälle gibt, wo ein „Moost“ vorhanden ist, das aus „Moos“ entstand. Aus unseren regionalen Wörterbüchern ergeben sich massenhaft Belege von der Rhön über Thüringer Wald, Vogtland und Erzgebirge bis zur Görlitzer Neiße, daß sich das Ansetzen eines t an das Wort Moos auch gegenwärtig in der Mundart als häufig erweist. Es ist ein zwingender Beweis, daß es sich um Moospflanzen handelt, wenn es in der Mundart heißt: „Se scharrn Muust“ (was forstlich seit 200 Jahren verboten ist, was Verfasser aber noch gegenwärtig photographierte als einen Vorgang, mit dem man moosigen Waldboden oberflächlich verschlechterte, um an anderer Stelle einen dürrftigen Ackerboden aufzubessern). Daß das t an das Wort für Moospflanzen angefügt wurde, geht auch aus dem erzgebirgischen „Fanstermuust“ (Fenstermoos) hervor, das im Winter zum Abdichten der Fenster gegen eindringende Kälte und zum Aufsaugen des Wassers auf dem Fensterbrett verwendet wurde und wird.

Schon aus den vorstehend gebrachten Beispielen ersieht man, daß der Brauch der t-Anfügung im Falle Moos sowohl bei zusammengesetzten Wörtern wie beim Simplex Moos geschieht, so z. B. in Zschorlau bei Aue, wo es das Wort muust (mit männlichem Geschlecht!) im Sinne von Moos gibt.

Wie alt ist dieser Brauch der t-Anfügung im Fall Moos? Viele Belege lassen sich erbringen aus den „Alten und neuen Gedichten und Geschichten in erzgebirgischer Mundart“ (Annaberger 1880–1907). Er ist sogar für die Zeit um 1570 mehrfach belegbar: Wo heute das Gasthaus zur Moosheide (bei Zwönitz in der Flur des früher selbständigen Dorfes Kühnheide) steht, die man in der Mundart Muusthad nennt, da stand für dieses Gebiet in den „Rissen der Jagdstallungen“ das Wort „Mostheyde“. Diese Risse, im Landeshauptarchiv Dresden aufbewahrt, haben den Maßstab 1:4500 bis 1:5000 und stammen aus der Zeit kurz vor 1570. Ein Riß heißt geradezu „Stallung auf der Mostheyde“. Und in ihm ist zweimal der Name Mostheyde für den Wald im äußersten Süden der Flur von Kühnheide bei Zwönitz eingetragen.

Diese Zeit vor 1600 ist wohl besonders fruchtbar in bezug auf t-Anfügung gewesen. Luther schrieb anfangs noch Obs und „verbesserte“ das zu Obst, was sich hochsprachlich durchgesetzt hat. Aber die Feierest statt Feueresse behauptet sich nur mundartlich im Erzgebirge, wie das auch für Moost statt Moos gilt.

Deshalb finden wir auch das hochsprachliche „Moos“ in der Gasthausbezeichnung in Kühnheide bei Zwönitz, wir finden es auch in den „Moosheiden“ auf unseren amtlichen Karten des 19. Jahrhunderts, z. B. für die Moosheide bei Marienberg und die Moosheide bei Hallbach.

Da es zu viele der Moos- und Moostheiden gab, geschah im Zuge der staatlichen Forstverwaltung eine Differenzierung der Benennung. Und man hielt sich an die Tat-

sache, daß im 18. Jahrhundert ein Torfstich mit ein paar Mothhäusern mitten in diesem Areal nördlich von Kühnhaide (Kr. Marienberg) entstanden war. Um die dortige Moosheide von den benachbarten zu unterscheiden, benannte man sie amtlich „Mothhäuser Heide“, was erst für die Zeit um 1800 belegt ist (Meilenblatt Nr. 348). Das sind alles neuzeitliche Vorgänge, wie ja dieses Kühnhaide auch erst im 16. Jahrhundert zu entstehen begann und 1552 nur ein Vorwerk dort existierte.

Für unsere beiden Bezeichnungen für das gleiche Forstareal in Kühnhaide (Kr. Marienberg) – Moosheide / mundartlich mosthed und Mothhäuser Heide – läßt sich nach unserer regionalen und historischen Betrachtung folgendes Ergebnis herausstellen:

Die Moosheide/Mostheide/Mosthed weist hin auf die im dortigen Walde auftretende Moosvegetation, die also die Oberfläche kennzeichnet und die dort (wie auch in der Marienberger und Hallbacher Flur) für größere Areale auffällig ist. Die Mothhäuser Heide weist im Namen unmittelbar auf die ziemlich im Zentrum dieser Heide einst gelegenen Mothhäuser hin, die wiederum auf ein engeres Areal kennzeichnenden Moth (= Torf) hindeuten. Moos/Moost und Moth sind ihrer Etymologie nach ganz verschiedene Wörter. Sachlich wird das absterbende Moos zu Moth und häuft sich an, wo die geländemäßigen Gegebenheiten (fast ebenes, feuchtes Gelände) vorhanden sind. Die Moose haben als Vegetationsschicht nur wenige Zentimeter Mächtigkeit und treten an der Oberfläche auf. Der Moth tritt stellenweise unter den Moosen als mehrere Meter mächtige Schicht auf, die gegliedert sein kann, z. B. durch einen Stubbenhorizont, und so Klimawechsel während der Bildung des Moths (= Torfs) anzeigt. Moos/Moost war als Heilmittel, auch zur Fensterabdichtung nötig und wurde (samt Wurzelwerk und anhaftenden Bodenteilchen) zur Bodenverbesserung weggenommen und auf Ackerareale gebracht. Moth war als Brennmaterial, dann auch als Heilmittel und als Düngemittel wichtig. Da es sich in unserem Falle des Nebeneinanders der Namen Moth und Most im gleichen Ort (Kühnhaide im oberen Erzgebirge) um eine neuzeitliche Namensgebung handelt, ist die Bezeichnung Moos/Most dort nur wenig länger im Gebrauch als die von Moth, die erst aufkam, als man an den Torfabbau heranging.

Zum Schluß eine Schlußfolgerung, die den Besiedlungsgang betrifft: Da die Namen der Dörfer Kühnheide bei Zwönitz im niederen Erzgebirge und Kühnhaide im oberen Erzgebirge bei ihrer ersten Nennung (jenes 1497, dieses 1552 genannt) in gleicher Schreibung als Kynheide auftreten, da nachweislich Bauern aus dem älteren (ein Waldhufendorf darstellenden) Kühnheide Frondienste für das Grünhainer Kloster in jenen obererzgebirgischen Wäldern (erst 1824 geschah die Ablösung dieser Verpflichtung) zu erfüllen hatten, ist das obererzgebirgische jüngere und als Streusiedlung zu charakterisierende Dorf Kühnhaide eine Tochttersiedlung. Dafür spricht nicht nur diese historische Überlieferung, sondern es zeugen davon neben der „Mosthed“ im höheren Erzgebirge auch die schon 1570 belegte „Moftheyde“ im niederen Erzgebirge. Und wie es hier am Rande der Kühnheider Flur eine Zwölfhufenheide gibt, so auch etwas östlich des oberen Kühnhaide eine Zwölferheide.

Unsere genetische Betrachtungsweise der zwei Kühnhaiden Waldflurnamen hat mit vielen archivalischen und kartographischen sowie regional vergleichenden Belegen gearbeitet. Dennoch ist die Beweisführung nicht so direkt wie in unserem eingangs behandelten Fall „Flöhzung“. Es handelt sich vielmehr bei unseren zwei Waldflurnamen um einen sich auf viele Voraussetzungen stützenden Schluß, der auch im Gelände [Vorkommen der Moosvegetation, Überreste früheren Moth (= Torf)-Abbaues] bestätigt wird.

Mit diesen genetisch-geographischen Betrachtungen in bezug auf die zwei Kühnhaiden Waldflurnamen wird der Landesgeschichte und der Sprachwissenschaft weitergeholfen.

4. Das Sauloch bei Döbeln

Drei Kilometer ostwärts von Döbeln zieht sich entlang des von Bormitz nach der Straßenkreuzung südlich Zschäschtz heruntergehenden Fahrweges auch eine flache Geländeeintiefung, eine Delle, herunter, die Äcker und Wiesen trägt. (Zum geographischen Dellenbegriff und zur natürlichen Entstehung älterer, pleistozäner Dellen vgl. Schmitthener 1925, S. 5.) Nichts in der Landschaft verrät das frühere Vorhandensein der sonst in der Gegend so häufigen Schluchten oder Löcher, womit die Einheimischen die kleinen Kerbtäler bezeichnen. Die genannte Delle trägt aber den Flurnamen „Sauloch“. Vom Verfasser anlässlich einer genaueren Geländebegehung (Käubler 1949, S. 21) befragt, deuteten die Angehörigen der damaligen jüngeren Generation diesen Namen in Unkenntnis der geschichtlichen Vorgänge rein klimatisch: Der Schnee bleibe in der flachen Mulde lange liegen, so daß sie zu lange naß und feucht, eben „saumäßig“ und für die Ackerbestellung ungünstig sei. Ein Vergleich der heutigen und damaligen Zustände mit dem im Jahre 1799 aufgenommenen Meilenblatt läßt jedoch erkennen, daß an Stelle der Delle mit Acker- und Wiesenutzung im ausgehenden 18. Jahrhundert noch ein Kerbtal mit Laubwaldnutzung verlief. Der Name „Sauloch“ erinnert also an ein Tälchen, in das zur Eichelmast die Schweine getrieben wurden. Ähnliche Bezeichnungen, die auf Schweineweide hinweisen, wie Sauangerberg, treten mehrfach im Bereich des Meßtischblattes Döbeln auf. Die Auffüllung des Kerbtälchens geschah von West nach Ost, also talaufwärts, und zwar derart, daß die letzten Überreste in Flur Bormitz erst 1933/34 verschwanden. Das Meßtischblatt Döbeln Nr. 46 (neue Nr. 4844), aufgenommen im Jahre 1913, zeigt diese Überreste. Die Zschäschtzer Bauern gingen also mit der Auffüllung, die zur völligen „Verdellung“, zur Bildung einer Kulturdelle führte, voran, die Bormitzer folgten.

Nur vergleichsweise sei darauf hingewiesen, daß sich 3 km nördlich von Döbeln in der Flur von Obergoseln mehrfach solche Auffüllung früherer Kerbtälchen nachweisen ließ, daß jedoch am Nordrand dieser Flur, dort, wo das Meilenblatt den Namen „Mondtelle“ aufweist, schon gegen Ende des 18. Jahrhunderts (wie heute) eine flache Eintiefung, eben eine Delle im geographischen Sinn, vorhanden war (Käubler 1949, S. 21, Kartenskizze).

Es läßt sich nun nicht durch eine genetische Betrachtung mittels Kartenvergleichs (Meilenblatt, Oberreitscher Atlas und Meßtischblatt) nachweisen, daß in diesem Fall auch eine Dellenbildung durch Verdellung, eine Auffüllung eines ehemaligen Kerbtals, geschah, oft über das Zwischenstadium der „Tilke“, bei der der Talboden schon etwas erhöht, die steilen Seitenwände aber noch erhalten sind. Durch eine wenige Meter tief gehende Bohrung wäre aber leicht zu entscheiden, ob eine junggeschichtliche, jedoch schon vor 1799 geschehene Dellenbildung oder eine solche im Periglazialklima der letzten Eiszeit vorliegt. Oft sind diese zwei Dellenarten allein nach der Form nicht zu unterscheiden, nach den Bildungsprozessen sind sie jedoch sehr gegensätzlich. Die Vorgänge im einzelnen brauchen hier nicht dargestellt zu werden, da eine vielseitige geographische Literatur vorliegt (Käubler 1937 b; Käubler 1938; Hempel geb. Tecklenburg 1954; Roubitschek 1954/55; Linke 1963; Richter 1974).

Aber neuerdings ist durch Naumanns schon erwähnte große Arbeit (1972) auch Berührung mit der Philologie entstanden. Man müßte seine umfangreichen Erörterungen (z. B. Naumann 1972, S. 126 und 163) zu den beiden Flurnamen Telle (Delle) und Loch noch mit geographischer Sicht versehen. Mehr noch: Es sollten seine 347 Fälle des Flurnamens „Loch“ und seine 216 Fälle des Flurnamens „Telle“ genau nach ihrer topographischen Lage aufgearbeitet werden. Die Lage der durch diese Flurnamen bezeichneten Örtlichkeiten sollte historisch-kartographisch (unter Beachtung der Meilenblätter) und modern geographisch (unter Bearbeitung der Meßtischblätter und Beob-

achtung im Gelände) untersucht werden, vielleicht zunächst nur unter Beachtung der Relief- und Vegetationsänderungen.

Was Verfasser dieser Zeilen nur am Beispiel „Sauloch“ hier näher darlegte, würde sich als allgemeinere Entwicklung der letzten 200 Jahre zeigen, nämlich daß Kerbtäler oder verwandte Talformen mit Namen „Schlucht“ oder „Loch“ oder mit ähnlichen Namen zu flachen Dellen (Tellen), also zu Kulturdellen, verändert wurden. Und häufig ist der alte Flurname geblieben, während sich die Landschaft so stark besonders in bezug auf Relief der Kleinformen und in bezug auf Vegetation wandelte. Allein aus heutiger Sicht der häufigen Bindung solcher Flurnamen wie Loch und Schlucht an flache Eintiefungen im Gelände kommt man zu dem sprachlichen Fehlschluß, daß „Loch“ und „Schlucht“ synonym mit Delle/Telle sind und dies bei der Namengebung gewesen sind. Umgekehrte Konsequenz aus unserer genetischen Betrachtung für die philologische Erörterung: Diese kann in genauer historisch-geographischer Untersuchung zu der Kenntnis kommen, welche ursprünglich (bei der Benennung der Flurteile) geübte Bedeutungsdifferenzierung von unseren Vorfahren im Brauch war, schon wenn man Unterschiede des Reliefs und der Bewachsung sprachlich (in Flurnamen) kennzeichnen wollte.

Bei einer solchen historisch-kartographischen und historisch-geographischen Aufarbeitung der von Naumann (1972) quantitativ zusammengestellten Fälle würde sich zwar zuweilen auch das „durch die kommunale Wirtschaft vordringende Loch“ (Naumann 1972, S. 126) ergeben, womit Naumann die Zahl der „Loch“-Namen meint. Verfasser dieser Zeilen hat schon 1938 (S. 96, Bild 16) dargestellt, wie eine Entwicklung zur Kulturdelle hin allein durch Wechsel der Bewachsung (Neubildung von Wald) wieder umschlagen kann zur Kerbtal- und damit zur Schlucht- oder Lochbildung. Im allgemeinen jedoch sind das in der Lößlandschaft Mittelsachsens gegenwärtig seltene Vorgänge; denn die moderne agrarische Großflächenwirtschaft führt immer mehr zur Verkürzung oder völligen Beseitigung der kleinen Tälchen zugunsten der Kulturdellen. Nimmt die Zahl der „Löcher“ (= Lochnamen) in den letzten 2 Jahrhunderten zu, so nimmt die Zahl der wirklichen Löcher ab, oder diese werden verkürzt, verkleinert!

Auch wie weit der Schwund, das Beharren oder die Zunahme der Zahl der Flurnamen im allgemeinen gesellschaftlich oder doch auch durch landschaftliche Veränderungen bedingt ist, ließe sich durch Karten- und Geländevergleiche genauer nachweisen.

Die vorliegenden geographischen Arbeiten und die von Naumann (1962 und 1972) erheischen bei einer vergleichenden Betrachtung geradezu eine gemeinsame geographisch-philologische Weiterarbeit, die für die Geographie wie für die Philologie und die Landesgeschichte weitere wichtige Ergebnisse bringen würde.

5. Steegen im niederen Erzgebirge

Im Kreis Stollberg, genau auf der Landschaftsgrenze zwischen Erzgebirge und erzgebirgischem Rotliegendbecken, tritt der Flurname „Steegen“ (im räumlichen Nebeneinander von Steegenwald, Steegenwiesen und dem nur historisch überlieferten Steegenbach = heutigem Würschnitzbach) auf. Bis ins 20. Jahrhundert hielt sich hartnäckig von Geschlecht zu Geschlecht die Sage von einer untergegangenen Stadt Steegen, die in den Steegenwiesen nördlich von Niederdorf gelegen haben soll.

In zehn Punkten hat der Verfasser den wahren Kern dieser Sage dargestellt (Käubler 1958 b): Ein ehemaliges einreihiges Waldhufendorf dieses Namens läßt sich im heutigen Steegenwald ermitteln, das noch vor 1500 wüst wurde (nach etwa 300jährigem Bestehen). Die Beweisführung bediente sich der Überreste im Gelände, der seit dem 30jährigen Kriege gelegentlich vorhandenen kartographischen Überlieferung und der archivalischen Hilfsmittel.

Aber unserem Thema „Genetische Flurnamenbetrachtung“ geht es noch um die Frage: Wenn ein Dorf an Stelle des Areals stand, für das die drei „Steegen“-Namen gelten, warum erhielt es dann gerade den Namen Steegen? Das ist noch heute umstritten. Der Name ist schon bei der Entstehung des heute wüsten Dorfes oder kurz danach gegeben worden. Aber aus der frühen Zeit um 1200 einen direkten Nachweis zu führen ist nur in den allerseltensten Fällen möglich. Wir bedienen uns deshalb im folgenden eines Schlusses, der auf den geologischen und geographischen Gelände-verhältnissen beruht und sich auf einen Vergleich mit einem der Lage und Beschaffenheit nach ganz ähnlichen Nachbardorf stützt.

Bei rein sprachlicher Betrachtung bleibt doch die dreifache Frage offen, ob der Name Steegen aus anderer Gegend übertragen ist (denn dieser Name tritt im deutschen Sprachbereich mehrfach auf, von den Alpen bis zum Ostseestrand), ob er bei örtlicher Deutung „zu den Steegen“ besagt oder auch eine Herkunft aus „ze dem Steege“ zu erwägen ist (Hengst 1964, S. 111), worunter vielleicht der durch die ehemalige Flur führende „Fürstenweg“ zu verstehen sei.

Die folgenden Gedanken lassen uns aber an der zweiten Erwägung festhalten: In der älteren geschichtlichen Überlieferung unseres Steegennamens ist immer die Mehrzahlform, also mit „n“, gebraucht. Auch die mundartliche Überlieferung in den Nachbardörfern hat die Mehrzahlform. Die Einzahl „der Steg“ wurde und wird stark gebeugt: des Steges, dem Stege. Wäre ursprünglich gemeint gewesen „das Dorf bei oder zu dem Stege“, dann dürfte in der Überlieferung des Namens nicht die Form „zum Stegenn“ (z. B. 1551) auftreten, wo wir gleich zweimal den 3. Fall der Mehrzahlform erkennen: zu den Stegen. Auch im Gerichtsbuch von Niederdorf, 1560 beginnend, sind nur Formen „Steegen“, also mit Mehrzahl-n, zu finden.

Die Mehrzahlform hat nun auch einen Sinn, der den Gedanken der Ortsnamenübertragung ausscheiden läßt; denn dieser Sinn geht klar aus den Geländegegebenheiten hervor: Das Dörfchen Steegen lag am Ostrand des heutigen Steegenwaldes, unweit des Würschnitzbaches, der noch etwas östlicher am Wald entlangfließt. Während sich die Waldhufenstreifen von Steegen meist als Ackerland westwärts auf leicht ansteigendem Gelände in Richtung Kirchberg ausbreiteten, lagen die Wiesen, für Winterfutter und Herbstweide nötig, östlich des Würschnitzbaches, der in den ältesten Karten noch Steegenbach genannt wird.

Der Bach mäandrierte in der ziemlich tischebenen Niederung. Diese (mit häufiger Überschwemmung und Sedimentation bei Hochwässern) ist durch eine tektonische Störung entstanden, die man als Staffelbruch mit ganz geringer Sprunghöhe (nur wenige Meter betragend) innerhalb der wüstgewordenen Steegensiedlung am kleinen Steinberg und an dessen Melaphyr ermitteln kann (Käubler 1958 c). Das Steinberggebiet wurde relativ herausgehoben, das Steegenwiesengebiet relativ gesenkt. Verfasser glaubt, daß die Senkung historisch und gegenwärtig noch anhält, sonst müßte das Gefälle des Würschnitzbaches von der Quelle bis zur Mündung längst ausgeglichener sein. Auch die großen Risse in der Autobahndecke unmittelbar vor dem Steinberg deuten wohl die Senkungstendenz an, wie sich eine solche am Südabbruch des Erzgebirges, der unserem kleinen Bruch parallel läuft, aus dem Gelände ablesen läßt und wie eine solche im Elbtalgraben oberhalb und unterhalb von Dresden durch Feinmessung nachgewiesen wurde.

Wenn man nun vom Dorf Steegen zu den eigenen Wiesen gelangen wollte, besonders auch bei starker Wasserführung des Baches, dann mußte man Stege haben. Das Wort Steg hat auch gar nicht nur die Bedeutung „schmaler Weg“, sondern auch die von „schmaler Brücke über ein Gewässer“. Die jetzt lebende ältere Generation hat noch deutlich die ganz ähnliche Situation von Pfaffenhain in Erinnerung. Dieses Dorf ist

genau so ein kleines einreihiges Waldhufendorf mit den Feldern im Westen und den Wiesen in der Würschnitzniederung im Osten. Ein großer Teil der Wiesen konnte nur durch Überqueren der Würschnitz erreicht werden. Das wurde erzielt durch so viele Stege, als Gehöfte vorhanden waren, damit jeder Bauer unmittelbar und trockenen Fußes zu seiner Wiese gelangen konnte. Diese Stege waren noch im 20. Jahrhundert vorhanden, vielfach so schmal, daß sie nur von Fußgängern hintereinander benutzt werden konnten. Es waren dies außerdem Hochstege, zu denen 2 bis 4 hölzerne Stufen hinaufführten, um auch bei Hochwasser über den dann reißenden Fluß zu gelangen. Es waren auch einige wenige Brücken da, meist erst jüngerer Entstehung. So gab es also auch im Dorf Steegen eine Vielzahl von auffälligen Stegen. Das führte zur Namensgebung. Vor allem von Osten aus, wenn man sich über die Steegenwiesen dem Dorf Steegen näherte, zeigte es als Charakteristikum die große Zahl der Stege. Wie die Grundherrschaft in Stalburg/Stollberg (heute Hoheneck) ihre Dörfer in unmittelbarer Nähe nach der relativen Lage als „Oberdorf“, „Mitteldorf“ und „Niederdorf“ benannte, so ist es sehr naheliegend, daß das ihr gehörige „Steegen“ in geradester Verbindung über Niederdorf und die erwähnten Stege erreicht und deshalb nach ihnen benannt wurde.

Die vorstehende genetische Flurnamenbetrachtung wurde durch geographische, geologische und archivalische Befunde und durch einen Vergleich mit der analogen Situation im Nachbardorf Pfaffenhain durchgeführt. Die vorstehende Betrachtung führte zu einer Schlußfolgerung aus vielen Prämissen, die einer exakten Beweisführung nahekommt.

6. Der Blutegelteich in der Dölauer Heide bei Halle

Im Jahre 1973 erschien in Halle die 5. Auflage der „Dölauer Heide“. Wie schon in einigen Auflagen vorher wird der Potthübelteich-Blutegelteich (S. 21) erwähnt, der als ausgetrocknet charakterisiert wird. Im „Heideboten“ (1927, Nr. 16) kann man lesen, daß „Blutegelteich“ die jüngere Bezeichnung ist, die von „Kotthübel“ stamme. Dieser Name enthält wohl im Anlaut einen Druckfehler: K statt richtig P. Der so benannte Teich lag in der westlichen Heide im Jagen 36. Er ist heute noch im Gelände in Überresten auffindbar. Es war ein künstlich angelegter Teich, wie die Dammreste erkennen lassen, und lag im Quellgebiet eines heute trockenen Tälchens, das von dort ostwärts, saalewärts verlief. Teich wie Tälchen verzeichnet noch die der 3. Auflage der „Dölauer Heide“ beigegebene Karte, während die 5. Auflage sie nicht mehr enthält. Das Meßtischblatt Halle (Süd) Nr. 4537 verzeichnet an Stelle des Teiches dort eine kleine Senke, und das Tälchen ist nur aus dem Verlauf der Höhenlinien zu erschließen.

Welche Bewandnis es mit dem Namen hat, ist aus der Literatur nicht zu erkennen. Es ist aber leicht zu erschließen, daß „Blutegelteich“ eine sprachliche Entstellung des älteren „Potthübelteich“ darstellt. Es ist sogar wahrscheinlich, daß auch „Potthübel“ eine Veränderung eines noch älteren Namens im deutschen Munde ist. Aber welchen Sinn haben der Teich und sein Name in diesem westlichen Teil der Heide? Während die 5. Auflage der „Dölauer Heide“ ausführlich, auch mittels Spezialkärtchen, über die vor etwa 5000 Jahren entstandene riesige jungsteinzeitliche Befestigungsanlage berichtet, wird für die geschichtliche Zeit davon geschrieben, daß die heutigen 765 ha Heide als Restgebiet einer früher noch größeren Fläche aufzufassen seien. In der 3. Auflage steht sogar auf Seite 10: „In geschichtlicher Zeit ist die Heide in ihrem heutigen Umfange nicht besiedelt gewesen.“ Auch die so gewissenhafte Arbeit von Neuß (1969) erwähnt für die westliche Heide keine ehemalige Siedlung, die etwa wüst geworden wäre.

Bei dem Mangel an sprachlichen und historischen Vorarbeiten wenden wir im folgenden das schlichte Hilfsmittel der genauen Geländebegehung an. Wie Verfasser dieser Zeilen zusammen mit Studierenden in der Altmark massenhaft ehemalige ackerwirtschaftliche Nutzung in heutigen Waldgebieten ermittelte, wie wir im Unterharz innerhalb der Flur des wüstgewordenen, aber von prähistorischer Seite wieder ausgegrabenen Dorfes Hohenrode nur durch Begehung eine Ackerfläche dieses Dorfes feststellten (Käubler 1961, 1968), so läßt sich auch in der Dölauer Heide historisches Ackerland ermitteln.

Man braucht sich nur vom Bahnhof Heide südwestwärts in Richtung der Siedlung Waldheil zu bewegen, entweder auf dem „Bergmannssteig“ zu wandern oder auf dem in wenigen Metern Abstand parallel dazu angelegten Radweg zu fahren, dann kann man nach 10 Minuten Wanderung bei dem pilzförmigen Schutzdach folgendes „erfahren“: Fuß- wie Radweg sind dort ganz leicht gewellt. Diese Wellung ist zu beiden Seiten der zwei Wege im Wald etwas besser zu erkennen, aber nur während der winterlichen Vegetationsruhe, möglichst in zugleich schneefreier Zeit klar zu ermitteln. Beide dort beinahe nordsüdlich verlaufenden Wege werden gequert von mindestens 8 Wölbungen des Geländes, die etwa 100 m lang sind und in beinahe ostwestlicher Richtung von dem etwas höher gelegenen Jagen 23 leicht abwärts zum Jagen 24 ziehen. Es sind Wölbäcker einer geschichtlichen Ackerkultur, wie sie teilweise noch bis ins vorige Jahrhundert in unserer Gegend üblich waren und in Restgebieten (z. B. in den slowakischen Karpaten) noch gegenwärtig in Gebrauch sind.

Jede der Wölbungen entstand durch Zusammenpflügen des Ackerlandes. Da die Wölbackerstreifen genau hangabwärts führen, diente ihre Anlage einer oberflächlichen Entwässerung (Meibeyer 1971) des Getreidelandes, eventuell nur für den Fall von Starkregen oder von nassen Jahren. Weil die Wölbackerstreifen verschieden breit sind (bis zu 25 m), sind es wohl zugleich Besitzstreifen, die die unterschiedliche soziale Stellung der Bauern kennzeichnen.

Doch wo lag die zugehörige bäuerliche Siedlung? Lieskau im NW (in seiner ehemaligen Lage), Dölau im N (auch in seiner früheren Lage) und das fast völlig wüstgewordene Granau im S liegen zu weit entfernt. Die Siedler brauchten für sich und ihr Vieh Wasser. Wenige hundert Meter entfernt, genau in der Richtung, in der die Wölbäcker hangabwärts verlaufen, liegt nun der Potthübelteich.

Wir teilen hier nur den geographischen Befund mit: Geschichtliche Ackerkultur in einem Teil der westlichen Dölauer Heide. Daraus wird der Schluß gezogen, daß die zugehörige kleine bäuerliche Siedlung am Potthübelteich lag. Dies zu erhärten müßte eine Grabung ergeben. Den Vorformen des Namens „Potthübel“ nachzugehen, sei der Sprachwissenschaft überlassen, die an deutsche oder slawische Herkunft des ursprünglichen Namens zu denken hätte.

Im Vorstehenden ist die genetische Betrachtung nicht zu Ende geführt, weil die z. Z. vorhandenen Hilfsmittel nicht ausreichen. So möge sie als Anregung zur Weiterarbeit seitens anderer Wissenschaften dienen.

7. Wendisch-Ristedt und einige noch jüngere Bildungen auf „Wendisch-“

Das Folgende wird ausgeführt, um die Aussagekraft des Adjektivs „Wendisch-“ in bezug auf Zeitstellung und Bedeutung in mehreren Fällen zu überprüfen und zu klären. Das Wort Wende ist etymologisch abgeleitet von den Veneti, die ein selbständiger indogermanischer Sprachstamm waren und von Plinius, Tacitus und Ptolemäus etwa an der mittleren Weichsel lokalisiert werden. Der Name ist von den Deutschen

später auf die in das östliche Mitteleuropa einrückenden Slawen angewendet worden (Krahe 1950). Mit Slawen haben wir in Mitteleuropa seit dem 6. Jahrhundert zu rechnen, wie Verfasser (Käubler 1937 a) in einer historisch-geographischen Zusammenschau der Situation um die Wogastisburg darstellte. Schon in altslawischer Zeit ist die Anwendung des Namens „Wende“ auf Slawen im deutschen Munde bezeugt. So wird im 9. Jahrhundert von den „Moinwinidi“ geschrieben, unter denen die Mainwenden zu verstehen sind.

Aber immer mehr brechen sich die Darstellungen Bahn, daß das Altslawentum in Mitteleuropa zunächst nur sporadisch verbreitet war. Und viel Geländegewinn erreichten die Slawen im östlichen Mitteleuropa, auch in heute deutschsprachigen Gebieten, erst in mittelslawischer und noch späterer Zeit, in Gebieten unter deutscher Herrschaft gerade auch mittels Duldung und Förderung seitens der deutschen Grundherren (Käubler, Heidrun 1965; Eichler und Walther 1967; Käubler, Rudolf 1970, 1971).

Je weiter die slawische Besiedlung nach Westen vorrückte (z. B. in der Altmark), um so mehr mußte sie mit germanischer Restsiedlung oder frühen Stufen deutscher Besiedlung rechnen. Auch in deutschen Mittelgebirgen wie z. B. im Erzgebirge ist es noch eine Frage, auf welche Weise und in welcher Zeit slawische Lokationsnamen dort entstanden. Im folgenden werden Beispiele aus der Altmark und dem Erzgebirge gebracht, die in dieser Richtung aufklären sollen.

Wendisch-Ristedt ist heute nur ein Flurname in der großen Flur von Ristedt (Kreis Salzwedel, Altmark). Ristedt wird schon 1112 erwähnt. Hätte damals schon das Wendisch-Ristedt existiert, hätte man Ristedt differenzierend erwähnt. Aber das kleine Wendisch-Ristedt wird erst 1479 zur Zeit seiner Wüstwerdung genannt. Der verdiente Altmarkforscher Danneil (1859) äußert sich wie folgt zu diesem Fall: „Die Stelle, wo das alte Dorf stand, ist noch jetzt sichtbar. Die Einwohner des eingegangenen Dorfes baueten sich bei Ristedt an und bildeten bis auf die neueste Zeit gewissermaßen eine eigene Gemeinde. Sie hatten ihre Äcker etc. nur auf der wüsten Feldmark und hießen bis auf die neuesten Zeiten noch immer die Wenden.“ Das ist das Besondere an Wendisch-Ristedt, daß nach Aufgabe des Ortes die wendischen Bewohner eine eigene kleine Wüstungsgemeinde innerhalb von Ristedt bildeten. Das Allgemeinere ist jedoch, daß Wendisch-Ristedt bei seiner Gründung aus der Flur von Ristedt herausgeschnitten wurde, wie das beim 1375 erwähnten „Wendisch-Langenbeke“ (das erst später Hohenlangenbeck genannt wurde) auch der Fall ist.

In meinem schon erwähnten Aufsatz von 1971 sind – auch kartographisch – mehrere solcher Fälle noch dargestellt, bei denen sich aus den Flurumrissen ergibt, daß die slawischnamigen Orte in jüngerer Zeit entstanden sind als die benachbarten deutschnamigen. Aus diesen Beispielen und vielen anderen Belegen, die Verfasser 1971 brachte, erweist sich, daß solche Formulierungen wie die von Danneil 1863 („Die Altmark von Wenden angebaut“) und die von Trautmann (1949), daß die Altmark „einst geschlossen slawisch“ gewesen sei, unzulässige Generalisierungen darstellen, wie schon ein kurzer Blick in die Karten 1:25 000 oder 1:100 000 erkennen läßt.

In noch spätere Zeiten sind einige „Wendisch“-Fälle, die im Erzgebirge oder an dessen Rand vorkommen, zu setzen. Wie steht es mit slawischer Besiedlung auf der Nordabdachung des Erzgebirges? Nach der Menge der deutschen Orts- und Flurnamen im Vergleich zu den zahlenmäßig schwächeren slawischen könnte es nur ein stellenweises und im ganzen bedeutungsloses Geschehen gewesen sein. In vorsichtiger Einschätzung der Verhältnisse haben Philologen darauf hingewiesen, daß slawische Lokationsnamen nicht unbedingt Anzeiger für slawische Siedlung zu sein brauchen (Walther 1960). Auch der Prähistoriker Coblenz (1960) äußert sich zu der Frage mit Zurück-

haltung. Das gilt auch für geographische Darlegungen: Verfasser (Käubler 1958 a) hat allein für das Dorf Gablenz bei Stollberg dargelegt, daß das Dorf Mitteldorf als Nachbarsiedlung in seiner Flurgestalt Rücksicht nehmen mußte auf das etwas früher angelegte Gablenz, daß dieses auch eine gelängeartige Fluraufteilung mit z. T. nicht an die Höfe anschließenden Hufenstreifen hat und daß deshalb eine wenige Jahrzehnte frühere Gründung für Gablenz im Vergleich zu seinen Nachbardörfern wahrscheinlich ist. Dabei können auch Slawen von den deutschen Grundherren herangezogen worden sein.

Weitergehend sind die Ausführungen zweier verdienter Landeshistoriker. Löscher (1967) und Bönhoff (1919) glauben für untere Teile des östlichen und des westlichen Erzgebirges slawische Besiedlung nachweisen zu können, und zwar gerade unter Heranziehung der Ortsnamen wie Wendisch-Röhrsdorf und Wendisch-Rottmannsdorf. Da diese zwei Fälle zum Thema unseres 7. Kapitels gehören, wollen wir sie genauer ansehen.

Löscher (1967, S. 27) schreibt: „Bezeichnenderweise führte Röhrsdorf noch im 16. Jahrhundert den Namen Wendisch-Röhrsdorf.“ Es sind sogleich zwei Feststellungen zu machen: Dieses Röhrsdorf liegt gar nicht im Erzgebirge, sondern noch in der Elbtalzone südlich von Dresden. Wichtiger ist der zweite Punkt, daß dieses Dorf nicht „noch im 16. Jahrhundert den Namen Wendisch-Röhrsdorf“ führte, sondern erst seit diesem neuzeitlichen Jahrhundert. Dazu sei folgendes ergänzend mitgeteilt: In der Umgebung Dresdens tritt viermal ein Dorfname Röhrsdorf auf. In allen Fällen geht der Name auf ein deutsches Rudigersdorf zurück, wie die mittelalterlichen Nennungen bezeugen. Nach Blaschke (1957) stellen wir die Namensüberlieferungen der vier Dörfer zusammen:

Kleinröhrsdorf bei Bischofswerda	Röhrsdorf bei Lockwitz	Dürr-Röhrsdorf Kreis Sebnitz	Großröhrsdorf bei Liebstadt
1350 Rudigersdorf	1437 Rudigersdorff	1247 Rudegersdorf	1347 Rudigersdorf
1515 Cleyrnruersdorf	1517 Kleyn-Rursdorf		
	1548 Rorßdorff	1545 Dhur-Rurßdorff	1543 Rürsdorf
	1555 Windisch-Rurßdorff	1551 Rorßdorff	
1616 Klein Rorßdorff	1608 Rürßdorff		1657 Groß-Röhrßdorff

Man ersieht aus dem Vorstehenden, wie erst in der Neuzeit aus Gründen der Differenzierung Namensunterschiede auftreten. Im 16. Jahrhundert erst wird die Namensform Windisch-Rurßdorff gebildet. Wir bemerken dazu: als dieses Dorf nur ein Bauerndorf war. Das Adjektiv „Windisch“ verschwindet bereits im nächsten Jahrhundert wieder, als dort ein Rittergut entsteht.

Zum Vergleich seien drei Dörfer namens Carsdorf aufgeführt, die im Dresdener Altsiedelraum, an dessen Grenze zum Erzgebirge und in diesem selber liegen:

Kleincarsdorf	Wendisch-Carsdorf	Obercarsdorf
1216 Karlesdorf		
1440 Karesdorff		1445 Karelstorf
1469 Cleyn Karsdorff	1530 Windischs Karschorff	1506 Kornsdorffe
1649 Korschdorff	1627 Windischen Korßdorff (seit 1937 Karsdorf)	1538 Oberkarßdorff

Bemerkungen hierzu: Das im Dresdener Altsiedelraum gelegene Kleincarsdorf mit vielen slawisch benannten Dörfern ringsum ist schon 1216 als Herrensitz, 1552 als

Rittergut erwähnt. Das rein bäuerliche Waldhufendorf Wendisch-Carsdorf wird erst im 16. Jahrhundert, und zwar in dieser Namensform erwähnt. Man hob es so ab vom nahen Adelssitz Korschdorff (1649) und vom erzgebirgischen Oberkarfßdorff (1538), das schon durch das vorgesetzte „Ober“ namentlich differenziert war.

Noch später liegt die Kennzeichnung des Dorfes Rottmannsdorf, das zur Grundherrschaft Planitz (bei Zwickau) gehörte, durch ein vorgesetztes „Wendisch-“, wodurch sich dieses Dorf vom nur 6 km westlich gelegenen Rottmannsdorf abhob, das zur Herrschaft Schönfels gehörte. Letztgenanntes Rottmannsdorf wurde durch ein Vorsetzen von „Alt-“ seinerseits namensmäßig vom erstgenannten Rottmannsdorf unterschieden.

Während Bönhoff (1919, S. 286) ausführt, daß der Name Wendisch-Rottmannsdorf darauf hinweise, daß die slawische Bevölkerung des Gaues Zwickau an der Rodearbeit beteiligt gewesen sei, fragt man auf philologischer Seite (Schenk 1958, S. 59), ob das „Wendisch-“ etwa auf einen Personennamen Wend zurückzuführen sei. Im folgenden wird sich zeigen, daß sowohl die historische wie die philologische Erwägung unbegründet sind. Zunächst wiederum einige Nennungen der beiden fast benachbarten Siedlungen namens Rottmannsdorf (nach Blaschke 1957):

Altrotmannsdorf	Wendisch-Rottmannsdorf
1441 Roczmanstorff	1421 Ruczmersdorff
1531 Rutzendorff	1551 Rotzensdorff
1669 Rottmannsdorf	1606 Rottmannsdorf
1816 Altrotmannsdorf	1816 Wendischrottmannsdorf (seit 1937 Rottmannsdorf)

Hier läßt sich Blaschke insofern ergänzen, als J. P. Trenckmann auf seiner Karte „Comitatus Schoenburgensis“ (herausgegeben von Homanns Erben 1760) bereits „Windisch Rottmannsdorff“ (mit Symbol für großes Dorf mit Kirche) und westlich davon „Rottmannsdorff“ (mit Symbol für kleines Dorf ohne Kirche) verzeichnet. Die 1 bis 2 Jahrzehnte ältere Karte von P. Schenk (Amsterdam) „Carte von Ertzgebürgischen Creyss . . .“ hat auch schon die Eintragung „Wend. Rottmannsd.“ neben dem westlich gelegenen „Rottmannsd.“. Im 17. Jahrhundert oder in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts muß also erst das „Wendisch-“ hinzugesetzt worden sein. Für diese Zeit sind die Kirchenbücher von Rottmannsdorf (dem zeitweiligen Wendisch-Rottmannsdorf, das seit 1937 wieder schlicht Rottmannsdorf heißt) aufschlußreich. Sie liegen z. Z. im Pfarramt von Zwickau-Planitz. Folgendes wird aus ihnen festgestellt:

1. Die Kirchenbücher machen niemals auf ihren Titelblättern die innerhalb der Zeit von 1606 und 1750 eingeführte Kennzeichnung „Wendisch-“ mit, sondern schreiben immer nur einfach „Rottmannsdorf“.
2. Auch bei Einzeleintragungen (z. B. der Namen der Bräutigame und Bräute) wird als Herkunftsbezeichnung niemals „Wendisch-“ beim Ortsnamen Rottmannsdorf oder „Alt-“ beim anderen Ortsnamen Rottmannsdorf gebracht, was beweist, daß auch im Volksmund diese differenzierenden Namen nicht üblich waren.
3. Ein Personenne „Wend“, an den man von philologischer Seite denkt, tritt in der ganzen fraglichen Zeit in den Kirchenbüchern nicht auf.
4. Die Familien- und Vornamen sind (nach den Kirchenbüchern) fast sämtlich deutsch oder (in wenigen Fällen) eingedeutscht; letzteres kommt in Erzgebirgsdörfern zuweilen vor.

So bleibt nur übrig, in der Namengebung mit „Wendisch-“ eine administrative Maßnahme zu sehen, wurde doch auch die älteste diesbezügliche Karte, die von P. Schenk, mit „königlichem und kurfürstlich-sächsischem Privilegio“ gedruckt.

Bezeichnend für die Fälle Wendisch-Röhrsdorf, Wendisch-Karsdorf und Wendisch-Rottmannsdorf ist, daß das „Wendisch-“ erst in der Neuzeit (16. bis 18. Jahrhundert) hinzugesetzt wurde, immer auch aus dem Differenzierungsbedürfnis wegen zu naher Nachbarschaft gleichnamiger Dörfer heraus. In allen drei Fällen gibt es als eventuellen Gegensatz keine Bildung mit „Deutsch-“, wie man solche häufig in der Altmark bereits für frühere Jahrhunderte nachweisen kann.

Bezeichnend ist ferner, daß es sich in den drei Fällen um Bauerndörfer handelt, wobei im Fall von Wendisch-Röhrsdorf das „Wendisch-“ sogleich verschwand, als dort ein Rittergut entstand (Anfang des 17. Jahrhunderts). Das „Wendisch-“ hat hier nur für ein halbes neuzeitliches Jahrhundert bestanden, im Fall des bäuerlich verbliebenen Wendisch-Karsdorf bestand es für vier neuzeitliche Jahrhunderte, im Fall des bäuerlichen Wendisch-Rottmannsdorf bestand es etwa für zwei neuzeitliche Jahrhunderte und auch nur im administrativen Bereich.

Da, wie dargelegt, eine volkstumsmäßige oder sprachliche Bedeutung von „wendisch“ in diesen Fällen nicht in Frage kommt, wollen wir die genetische Betrachtungsweise so weiterführen, daß wir uns umsehen nach einem „Wendisch“-Begriff, wie er sich in den ersten Jahrhunderten der Neuzeit gebildet hatte. Die Ausführungen im Deutschen Wörterbuch von J. und W. Grimm (14. Band, I, 1, 1955, S. 1746 ff.) sind dabei sehr dienlich. Schon im 11. Jahrhundert kam es in Glossen zur Gleichsetzung von Wandalen und Wenden. Für 1579 ist belegt, daß „Wenden“ als Bezeichnung für den Völkerwanderungsstamm der Wandalen verwendet wurde. Auch Luther schrieb 1545: „er (Gott) . . . lies die stad Rom durch die Gotten (Goten) und Wenden (Wandalen) in kurtzen jaren vier mal erobern“. Es kam zu Verwechslungen auch im Norden Mitteleuropas, wo wirklich Wenden (Slawen) in beginnender Neuzeit und später noch seßhaft waren und an ihrer Sprache festhielten (Hannoversches Wendland, Mecklenburg, Ostpommern). Für solche Gebiete findet man in beginnender Neuzeit die Formulierung „Vandalia regio Europæ septentrionalis“ (Vandalia ist eine Landschaft im nördlichen Europa), wie auch Luther umgekehrt die meist deutschsprachige Bevölkerung Kur Sachsens als wendisch bezeichnete. Solche Fehlurteile geschahen aus mißverständlicher Rezeption der antiken Nachrichten, mit der wir uns noch beschäftigen müssen.

Die Gleichsetzung Wandalen – Wenden wurde damals auch soziologisch vorgenommen. Wandalen seien nach damaliger Auffassung Barbaren, Menschen mit sinnloser Zerstörungswut, von welchem Makel sie erst Gautier (1934) befreite, und als Wenden gelten im ostdeutschen Siedelbereich sozial tiefstehende Menschen, die weder adlig, noch bürgerlich, noch den Zünften zugehörig waren, „weil Wenden und Henkersknechte von den Zünften ausgeschlossen waren“. Das Wort „Wende“ wird so auch für Landbevölkerung überhaupt verwendet. (Die herabsetzende, pejorative Bedeutung steigert sich im 18. Jahrhundert, wo „Wenden“ im Anschluß an „Wandalen“ dem Pöbel, den Barbaren gleichgesetzt wurden und „Wende“ geradezu ein Schimpfwort geworden war. Ähnliche pejorative Bedeutung hatte ja seit dem 30jährigen Krieg zeitweise das Wort „Schwede“ angenommen.) Mindestens in dem Sinne von nicht den Zünften zugehöriger Landbevölkerung müssen wir das Wort „wendisch“ in unseren behandelten neuzeitlichen Fällen auffassen, das so eine soziologische Sonderbedeutung neben der anderen sprachlichen und volkstumsmäßigen Bedeutung hatte. Diese soziologische Sonderbedeutung könnte man durch viele literarische Nachweise vom 16. bis zum 18. Jahrhundert noch zusätzlich belegen. Der Obersachse Gellert (1715 in Hainichen geboren) schreibt z. B.: „Ich weiß nicht, es klingt im deutschen alles so hölzern, man kann in dieser wendischen Sprache gar keinen charmanten Gedanken anbringen“ (nach J. u. W. Grimm, a. a. O., 14. Band, 1955, S. 1813).

Wie wir in vorstehend behandelten jungen „Wendisch“-Fällen sahen, daß hier keine Brücke zum Wendentum des frühen und hohen Mittelalters besteht, so erhellt

durch einige analoge Fälle die mangelhafte in der Humanistenzeit geschehene Rezeption der Antike. So hatte der 1509 an die Universität Wittenberg berufene Barthel Stein das Werk des im ersten Jahrhundert lebenden Pomponius Mela „De situ orbis“, das schon in der Antike veraltet war, wiederveröffentlicht, und es war zum Vorbild für viele Geographen des 17. und 18. Jahrhunderts geworden, obwohl der ebenfalls in Wittenberg wirksame Rheticus schon 1541 warnte, daß die „alten scripta“ für die Geographie im 16. Jahrhundert kaum noch Nutzen hätten, da sich seit dem Fall des Römischen Reiches doch die Länder so stark verändert hätten (Käubler 1973 b). Aber diese Warnung blieb lange vergeblich. An Stelle unzähliger möglicher Belege nur einige wenige: In der Karte von Europa des Zuan Domenico Zorzi vom Jahre 1545, die zeitgenössisch sein will, ist doch der Name „Teutones“ im Bereich des westlichen Mecklenburg eingetragen, wo damals starke slawische Bevölkerungsanteile vorhanden waren. Aber der Name „Teutones“ ist von Ptolemäus übernommen, der genau dort diesen germanischen Stamm lokalisiert hatte. Genauso ist auf der Karte „Imperii Romano-Germanici . . . tabula generalis“, die aus dem Verlag Homann stammt und um 1720 entstand, der antike Name „Vandalia“ gerade dort im östlichen Pommern eingetragen, wo damals die slawischen Kaschuben noch in starker Verbreitung saßen. Aus dem Jahre 1597 existiert ein Gemälde von Lindenberg, auf dem Rostock als „urbs Vandalica“ bezeichnet ist. Man darf daraus nicht schließen, daß Rostock schon im Altertum als vandalische Stadt angelegt worden sei oder daß sich vandalische Reste bis zur spätmittelalterlichen Stadtgründung dort gehalten hätten. Analoge Vorgänge der Rezeption der Antike sind in der tschechischen Wissenschaft des 16. Jahrhunderts festzustellen, wenn innerböhmisches Städte als hermundurische Gründungen aufgefaßt werden, obwohl diese Städte im allgemeinen erst seit dem 12. und 13. Jahrhundert entstanden.

Es muß wirklich die zeitliche Brücke vorhanden sein, so wie bei den Wenden des Hannoverschen Wendlandes, die vom frühen Mittelalter bis in die Neuzeit – wenigstens in Resten – ihre Sprache bewahrten, genauso wie sich auf der Halbinsel Krim gotische Reste, aus dem Altertum stammend, bis in die Neuzeit ihre Sprache bewahrten, ehe sie dann tatarisiert wurden. Deshalb sei hier auch die Frage aufgeworfen, ob die burgundischen Familiennamen, die Vasmer (1933) in der Neuzeit für Gebiete östlich der Oder nachwies, auf Reste burgundischer Bevölkerung hindeuten (die sich dort über mehr als 1000 Jahre gehalten hätte) oder ob sie einer frühneuzeitlichen Namengebung entspringen, ganz analog der genannten jungen „Wendisch“-Fälle oder der genannten Vandalennamengebung. Es sei damit eine regional speziellere Fragestellung berührt: Bei Darlovo, dem früheren Rügenwalde an der südlichen Ostseeküste, wo Ptolemäus einen zentralen Ort Rugion nach Längen- und Breitenlage angibt und wo er auch den Fluß Wiadwa ungefähr dort nennt, wo neuzeitlich ein Fluß Wipper fließt, wo sowohl der Landschaftsname Vandalia auf neuzeitlichen Karten eingetragen ist, wie auch Vasmer den Burgundennamen „Bargunda“ (im kaschubischen Sprachgebiet) für 1524 und 1529 als belegt angibt: ob dort bei so mehrfacher Übereinstimmung von antiker Überlieferung mit neuzeitlichen Nachrichten eine mittelalterliche Brücke, die erst den tatsächlichen Zusammenhang verbürgt, gesucht werden könnte?

Die in vorstehenden 7 Beispielen dargelegte genetische Betrachtungsweise wurde entweder in vollständiger, exakter Beweisführung oder in vielseitiger Schlußbildung oder in Kombination von beidem durchgeführt. Der geographische Einschlag war in der Behandlung eines jeden der Fälle mehr oder weniger von Bedeutung. Vielfach konnten dabei geographische, historische und philologische Ergebnisse ergänzt, weitergeführt oder widerlegt werden. Es wurden auch neue Vorstellungen gewonnen und neue Fragestellungen erzielt. In den Ausführungen wurden auch die methodischen Grenzen der Einzelwissenschaften (besonders der

Geographie, der Philologie, der Geschichte) deutlich, und es wurde für Lokationsnamen die Notwendigkeit interdisziplinärer Zusammenarbeit von Natur-, Gesellschafts- und Sprachwissenschaften erkennbar.

S c h r i f t t u m

- Bönhoff, L.: Das Bergwerk „Hohenforst“ im Mittelalter. Alt-Kirchberg, Mitt. des Altertumsvereins Kirchberg. 1906–1908.
- Bönhoff, L.: Noch einmal das Bergwerk zum „Hohenforst“. Alt-Kirchberg, Mitt. des Altertumsvereins Kirchberg. 1909–1911.
- Bönhoff, L.: Der Gau Zwickau, seine Besitzer und seine Weiterentwicklung. Neues Archiv f. sächs. Gesch. u. Altertumskunde **40** (1919).
- Blaschke, K.-H.: Historisches Ortsverzeichnis von Sachsen. Leipzig 1957.
- Coblenz, W.: Zur Situation der archäologischen Slawenforschung in Sachsen. Siedlung und Verfassung der Slawen zwischen Elbe, Saale und Oder, hrsg. von H. Ludat. Gießen 1960.
- Danneil, F.: Die Wüsten der Altmark. 12. Jb. des altmärk. Vereins f. vaterländ. Gesch. u. Industrie. Salzwedel 1859.
- Danneil, F.: Die Altmark von Wenden angebaut. Salzwedel 1863.
- Denecke, D.: Methodische Untersuchungen zur historisch-geographischen Wegeforschung. Göttinger Geogr. Abh. **54** (1969).
- Dittmaier, H.: Rheinische Flurnamen. Bonn 1963.
- Eichler, E.: Zur Etymologie und Struktur der slawischen Orts- und Flurnamen in Nordostbayern. Wiss. Z. Karl-Marx-Univ. Leipzig (1962), gesellsch.- und sprachwiss. Reihe **11**, 365–374.
- Eichler, E., und H. Walther: Die Ortsnamen im Gau Daleminze. Berlin 1967.
- Franke, H.: Das Bergwerk Hohenforst bei Kirchberg. Mitt. des Altertumsvereins Kirchberg 1909–1911.
- Freydank, D.: Ortsnamenkunde als philologische Disziplin. Forschungen zur slawischen u. deutschen Namenskunde. Berlin 1971.
- Gautier, E. F.: Geiserich, König der Vandalen. Frankfurt 1934.
- Hempel, L. (geb. Tecklenburg): Tilken und Sieke, ein Vergleich. Erdkunde **VIII** (1954) 198 bis 202.
- Hengst, K.: Die Ortsnamen der Kreise Glauchau, Hohenstein-Ernstthal und Stollberg. Zwickau 1964.
- Hengst, K.: Noch einmal zu obererzgebirgisch „Mut/Mot“ = „Torf“. Der Heimatfreund für das Erzgebirge **10** (1974) 236–237.
- Ihle, K.: Noch einmal: die Entwicklung von Rübenau. Unsere Heimat, Rübenau, März 1968.
- Ihle, K.: Zur Siedlungsgeschichte von Rübenau. Unsere Heimat, Rübenau, September 1971.
- Käubler, H.: Aufhellung des Besiedlungsganges aus der kulturgeographischen Lage der Ortsnamen. Hercynia N. F. **2** (1965) 255–266.
- Käubler, R.: Wogastisburg. Z. slav. Philologie **XIV** (1937 a) 255–270.
- Käubler, R.: Die Tilke als junge Form des Kulturlandes. Geogr. Anzeiger (1937 b) 361–372.
- Käubler, R.: Junggeschichtliche Veränderungen des Landschaftsbildes im mittelsächsischen Lößgebiet. Wiss. Veröff. Dtsch. Museums f. Länderkunde zu Leipzig **5** (1938) 73–86.
- Käubler, R.: Zur Frage der früheren Bewaldung des mittelsächsischen Altsiedelraumes. Beih. f. Erdkunde **2** (1949) 21.
- Käubler, R.: Gablenz, sein Name und seine Flurgliederung als Geschichtsquelle. Der Heimatfreund **1** (1958 a) 5–9.
- Käubler, R.: Der wahre Kern der Sage von der versunkenen Stadt Steegen. Der Heimatfreund **4** (1958 b) 5–8.
- Käubler, R.: Geheimnis um den Steinberg. Der Heimatfreund **12** (1958 c) 10–12.

- Käubler, R.: Über Hochäcker zwischen Erzgebirge, Thüringer Wald und der Ostsee. Berichte zur deutschen Landeskunde, 1961.
- Käubler, R.: Geographische Nachweise des Charakters mittelalterlicher Siedlungen im Unterharz. Wiss. Z. Univ. Halle, Math.-nat. Reihe XVII (1968) 45–57.
- Käubler, R.: Zur Frage der historischen Entwaldung des mittelsächsischen Lößgebietes. Hercynia N. F. 7 (1970) 1–12.
- Käubler, R.: Geographischer Beitrag zum historischen Besiedlungsgang in der Altmark. Hercynia N. F. 8 (1971) 181–193.
- Käubler, R.: Altes Wort „Mut“ auf den höchsten Flächen des Erzgebirges. Der Heimatfreund f. das Erzgebirge 9 (1973 a) 214–219.
- Käubler, R.: Die lange geographische Tradition an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. Hercynia N. F. 10 (1973 b) 234–242.
- Krahe, M.: Das Venetische. Sonderberichte d. Heidelberger Akad. d. Wiss., Phil.-hist. Klasse, 1950, 3. Abh.
- Linke, M.: Ein Beitrag zur Erklärung des Kleinreliefs unserer Kulturlandschaft. Wiss. Z. Univ. Halle, Math.-nat. Reihe XII (1963), 337–370.
- Löscher, H.: Die Besiedlung des Erzgebirges. Das Erzgebirge, hrsg. von H. Clauß, Frankfurt 1967.
- Löscher & Voigt: Heimatgeschichte der Pflege Stollberg im Erzgebirge. Stollberg 1931.
- Meibeyer, W.: Wölbäcker und Flurform im östlichen Niedersachsen. Braunschweiger Geogr. Studien 3 (1971) 35–66.
- Naumann, H.: Die Orts- und Flurnamen der Kreise Grimma und Wurzen. Berlin 1962.
- Naumann, H.: Die bäuerliche deutsche Mikrotoponymie der Meißnischen Sprachlandschaft. Berlin 1972.
- Neuf, E.: Wüstungskunde des Saalkreises und der Stadt Halle. Weimar 1969.
- Richter, G.: Zur Klärung und Messung des Prozeßgefüges der Bodenabspülung im Kulturland Mitteleuropas. Abh. Akad. d. Wiss. in Göttingen. Math.-phys. Klasse, dritte Folge, Nr. 29 (1974) 372–385.
- Roubitschek, W.: Kulturelle Formveränderungen der natürlichen Talanfänge Mitteldeutschlands. Wiss. Z. Univ. Halle, Math.-nat. Reihe IV (1954/55) 669–672.
- Schenk, W.: Die Ortsnamen der Kreise Werdau und Zwickau. Halle 1958.
- Schmitthenner, H.: Die Entstehung der Dellen. Z. Geomorph. 1925.
- Trautmann, E.: Die elb- und ostseeslavischen Ortsnamen, I. Teil. Berlin 1948; II. Teil, Berlin 1949.
- Vasmer, M.: Der Burgundername bei den Westslawen. Sitzungsber. Preuß. Akad. d. Wiss., Berlin, Phil.-hist. Klasse, 1933, S. 197–210.
- Walther, H.: Die slawischen Namen im Erzgebirge in ihrer Bedeutung für die Siedlungsgeschichte. Beiträge zur Namenforschung 11 (1960).
- Walther, H.: Zur Auswertung namenkundlichen Materials für die Siedlungsgeschichte. Wiss. Z. Karl-Marx-Univ. Leipzig, Gesellschafts- u. sprachwiss. Reihe 11 (1962) 313–318.

Prof. Dr. Rudolf Käubler
 DDR - 4021 Halle - Döla u
 Otto-Kanning-Straße 4